

(Nachdruck verboten.)

8] Der Bauernführer.

Roman von Franz Kahler.

„Bedienen Sie sich, Doktor!“ Tesmer reichte ihm die Zigarrentaste hin. „Und Du, Hedwig, mach, daß Du nun fortkommst; wir haben noch viel zu thun.“

Als Hedwig das Zimmer verlassen hatte, wandte sich Tesmer wieder an Nessel. „Haben Sie die Arbeit mitgebracht? Schön! Nun lesen Sie einmal vor!“

Dr. Nessel blätterte in dem Papierstoß, auf den das volle Licht der Lampe fiel. Tesmer hatte sich gemächlich in das weiche Polster des langen Wandsophas zurückgelegt. Durch die Stille des Zimmers tönte laut das Klatschen des Regens gegen die Scheiben, zeitweise vermischt mit dem näher kommenden Grollen des Gewitters.

„Deutsche Bauern, Landwirthe und Gesinnungsgenossen!“ begann Nessel mit klarer Stimme. „Eine Zeit der schwersten Noth ist bereingebrochen über die deutsche Landwirtschaft. Der deutsche Bauer, das Mark des ganzen Volkes, der Träger deutscher Kultur, Sittlichkeit und Ordnung, die festeste Stütze von Thron und Altar, ist auf das schrecklichste in seiner Existenz bedroht. Im Schweife seines Angesichts bebaut er seine Felder, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht quält er sich mit Weib und Kind bei harter Arbeit, aber seine Felder werfen ihm kaum noch das tägliche Brot ab, und Weib und Kind drohen Hungers zu sterben. Das Getreide gilt nichts mehr, Butter und Fleisch gelten nichts mehr, kurz alles, was seine Wirthschaft hervorbringt, wird so schlecht bezahlt, daß es sich kaum noch lohnt, zu wirthschaften. Seine Schulden wachsen täglich und hunderttausende fleißiger deutscher Bauern zittern vor dem Augenblicke, wo sie Haus und Hof verlassen müssen.“

Landwirthe! Das kann nicht so weiter gehen. Es muß uns geholfen werden, wenn das ganze Reich nicht in Stücke gehen soll. Der Staat, für den unsere Väter und wir alle geblutet haben, muß uns helfen! Der König, zu dem wir stets in deutscher Treue gestanden haben, muß sein Machtwort sprechen zu unsern gunsten. So lange wir freilich nicht laut unsere Stimme erheben, werden uns der Staat, die Regierung und unser geliebter König und Kaiser nicht hören. Die Stimme des einzelnen ist aber zu schwach. Darum, liebe Freunde, scharf Euch zusammen und tretet laut und vernehmlich an die Oeffentlichkeit! Einigkeit macht stark. Ein Beispiel dafür können Euch die Unterzeichneten dieses Aufrufs bieten. Sie alle sind echte deutsche Bauern, die durch festen Zusammenschluß ihre traurige Lage wenigstens einigermaßen erträglich gemacht haben. Vor zwölf und fünfzehn Jahren ging es uns noch sehr, sehr traurig, aber dem thatkräftigen Eingreifen unseres Vorsitzenden, Alexander Tesmer, eines echten deutschen Bauern von altem Schrot und Korn, haben wir es zu verdanken, daß dies heute anders geworden ist. Besonders die Lage der kleinen Landwirthe ist in unserem Bezirke eine geradezu glänzende zu nennen. Bei uns giebt es keine jüdischen Wucherer, die den Bauer um sein bißchen Hab und Gut bringen.“

An dieser Stelle konnte sich Tesmer nicht enthalten, dem Lesenden ein lautes „Bravo, Doktor!“ zuzurufen. „Das haben Sie vortrefflich gemacht, Doktor! Doch nun weiter!“

Von neuem leierte Nessel seine demagogische Vitanei herunter. Eine schwulstige Redensart jagte die andere. Bekannte Thatsachen, erlogene, erdichtete, durch nichts begründete Behauptungen folgten wie Kraut und Rüben durcheinander.

Zum Schluß kam ein neuer dringender Appell an den edlen deutschen Bauernstand, sich zusammenzuschließen zu einem großen Bunde und sein Schicksal dem „echten deutschen Bauer“, Alexander Tesmer, anzuvertrauen, der, wie er es als Vorsitzender des Sentener Bauernbundes bewiesen habe, die Fähigkeiten besitze, der Noth der Landwirtschaft Einhalt zu thun und das Glück des deutschen Bauernstandes zu begründen.

„Ferr Doktor, ich mache Ihnen mein Kompliment! Sie haben mich richtig verstanden und meine Anschauungen klar wiedergegeben. Sie sind mein Mann!“

Dr. Nessel machte eine leichte Verbeugung. Um seine Lippen spielte unwillkürlich ein flüchtiges, malitöses Lächeln.

„Es hat mir auch wirklich Mühe gekostet, mich in diese mir so fremde Ideenwelt hineinzuleben.“

„So was lernt man schon mit der Zeit, lieber Freund. Durch Fleiß und Arbeit habe auch ich mir all' diese Unmasse von Kenntnissen erworben, ohne die man heutzutage eben keine wirklich bedeutende Rolle mehr spielen kann. Glücklicherweise unterstützten mich meine praktischen Erfahrungen sehr, denn in der Landwirtschaft habe ich, wie man so sagt, von der Pike auf gebient. . . . Doch dies nebenbei. Morgen besorge ich die Unterschriften. Wegner, Mundt und ein Duzend dieser Kerls unterschreiben ihr Todesurtheil, wenn ich es verlange. Schulze, Berger und andere machen auch keine Schwierigkeiten, und den Rest kann ich misfen.“

„O, alle werden sich drängen, ihren Namen unter diesen Aufruf zu setzen.“ entgegnete Nessel, „ich verspreche mir einen großen Erfolg. Das Unternehmen macht Ihrem Eifer für das Wohl Ihrer Standesgenossen alle Ehre.“

„Larifari, Doktor, machen Sie keine Redensarten! Ich weiß, daß ich Feinde genug habe, die nicht für hundert Thaler ihre Unterchrift hergäben und auch dieses Unternehmen als ein auf eigensüchtige Zwecke berechnetes verzeichnen werden. Das soll mich aber nicht hindern, meinen Plan auszuführen.“

„Arme verfolgte Unschuld!“ dachte Nessel. „Du und selbstsüchtige Zwecke verfolgen? Hallunke, wie ich Dich durchschaue!“

Es war schon spät, als Dr. Nessel seinen Heimweg antret. Er wohnte in Biesenan, wo er im Gasthose zwei Zimmer gemiethet hatte.

Vor zwei Jahren war er als Chemiker der Zuckersabrik Senten hierher gekommen. Er merkte bald, daß dieser ungebildete, eitle, von rasendem Ehrgeiz zerfressene Tesmer hier zu Lande alles galt. Langsam hatte er sich an ihn herangedrängt; geschickt hatte er es verstanden, sich dem alten Streber werthvoll, fast unentbehrlich zu machen, und heute betrachtete er sich im Geiste bereits als dessen Schwiegersohn. Die reizende, blonde Hedwig wollte allerdings nichts von ihm wissen. Wie er längst bemerkt hatte, schwärmte sie für den Jugendbold von Dr. Thal, den neugebackenen Direktor der neuen Zuckersabrik; allein, was hatte das zu bedeuten, wenn Tesmer eines Tages zu ihr sagte: „Hier, Hedwig, steht Dein zukünftiger Mann, mein Freund und Gehilfe, Dr. Nessel!“ Gab's da wohl einen Widerspruch? Einstweilen also war er garnicht eifersüchtig auf diesen Spießbürger Thal. Der wurde ihm sicher nicht gefährlich. Den Alten hatte er bereits fest in der Hand. Er wußte, wohin dessen Streben ging: ins Parlament und nach dem Wörtchen „von“ vor seinem bürgerlichen Namen. Mit Fräulein Hedwigs kleiner weißer Hand als Gegenleistung wollte er ihm schon zu beiden verhelfen.

Die Gründung eines großen Bauernvereins hatte er ihm zugestimmt. Er mußte den Mann in den Vordergrund schieben, auf eine Stelle, wo er ohne eine Intelligenz als Stütze sich nicht einen Tag behaupten konnte. Der alte Narr sollte eines Tages noch von Glück reden dürfen, wenn der Dr. Nessel sein Schwiegersohn wurde. — — —

Wie Dr. Nessel ganz richtig vorausgesagt hatte, machte der Aufruf Tesmer's an die deutschen Bauern ein gewaltiges Aufsehen.

Das Unternehmen war auch mit allem Geschick, ungeheueren Kosten und viel Neklame in Szene gesetzt worden. Die 25 Unterschriften größerer und kleinerer Bauern hatte Tesmer mit Leichtigkeit erhalten. Der Aufruf wurde in 500 000 Exemplaren über ganz Deutschland verbreitet. Dr. Nessel hatte sich acht Tage in Berlin aufgehalten, wo es ihm gelang, einige einflußreiche Persönlichkeiten und die konservativen Blätter für die Sache zu gewinnen. Kein Tag verging, ohne daß er eine längere Notiz über den begeistertsten Widerhall, den die Flugschrift bei den Landwirthen aller Gegenden gefunden habe, in die Presse einschmuggelte. Vor allen Dingen konnte er mit einigen angesehenen Namen des deutschen Adels aufwarten, die sofort ihren Beitritt zu dem neuen Bunde erklärt hatten. Das war auch das einzig Wahre an den Berichten, denn wirkliche Bauern hatten sich anfangs nur sehr wenige gemeldet. Um so fiebrhafter bearbeitete Nessel die maßgebenden politischen Persönlichkeiten, die an der Gründung Interesse genommen hatten. Die Besichtigung

aller deutschen Provinzen durch eine große Anzahl Wanderredner, das Einberufen von Versammlungen durch Amtsleute und Rittergutsbesitzer und die Abhaltung einer großen Versammlung in der Residenz waren beschlossene Sache, als er nach Senten zurückkehrte.

Dort erwartete ihn viel Arbeit. Tefmer, dessen Name auf einmal über ganz Deutschland bekannt geworden war, stand der Fluth von Zuschriften und dem Heraudrängen der aufmerksam gewordenen politischen Abenteurer hilflos gegenüber. In Senten spielte er zwar ohne sonderliches Unbehagen den großen Mann; hier sprach und urtheilte er, wie es ihm gefiel. Anders war das jetzt, wo seine Reden und Ansichten unter die kritische Lupe der Allgemeinheit genommen wurden, Freunde und Gegner seines Unternehmens das Verlangen zeigten, dem neuen Bauernmessias Herz und Nieren zu prüfen. Seine Pose und die Rolle, die er zu spielen hatte, war ihm klar. Er war und blieb der einfache Bauer, der, ohne ein gelehrter Mann zu sein, doch Anspruch auf geistige Bedeutung machte. Seine Bildung war gering, aber sein Mutterwitz, seine Schlagfertigkeit und seine geistigen Fähigkeiten waren bedeutend genug, um sich damit im öffentlichen Leben zu behaupten. Nicht umsonst hatte er eine solide Stirn und jene starke Dosis Menschenverachtung, mit der man seinen Weg schon macht, wenn man dreißt genug auftritt. Außerdem war der Kessel ja ein gefügiges Werkzeug, das für Geld und Versprechungen einstweilen für alles zu haben war. Später würde man ihn schon mit einem Fußstritte beiseite schieben.

Trotz dieser gegenseitigen Hochachtung arbeitete das edle Paar während der nächsten Wochen sehr verträglich und erfolgreich zusammen. „Der Bund der Getreidebauern“ nahm festere Gestalt an; die Wanderredner agitirten mit gutem Erfolge. Die Großgrundbesitzer, bestrebt, die Fäden des Unternehmens in ihre Hände zu bekommen, stellten sich überall freiwillig an die Spitze. Die Regierung, vorläufig noch abwartend, legte der Agitation keine Hindernisse in den Weg.

Das neue Unternehmen hinderte Tefmer indessen nicht, auch in Senten seine ehrgeizigen Ziele weiter zu verfolgen. Sein Ansehen war durch das große Geräusch, das seine jüngste Gründung hervorgerufen hatte, sehr gewachsen. Man sah in ihm bereits den mächtigen Mann, der noch mit Ministern zu Tische sitzen würde, der berufen war, im Parlamente und im Staate noch eine große Rolle zu spielen.

Dennoch stieß er daheim noch immer auf eine starke Opposition. War es schon sehr ärgerlich für ihn gewesen, daß fast alle besser situirten und einflußreicheren Bauern seines Amtsbezirkles dem neugegründeten Vereine fernblieben, so brachte es ihn außer sich, als er gewahrte, daß sich dieselben Elemente als Aktionäre der neuen Zuckersabrik fest gegen ihn zusammenschlossen. Er stieß auf ihren Widerstand bei jeder Gelegenheit und, worüber er am wüthendsten war, auch dann, wenn er ohne jeden egoistischen Zweck mit Anträgen für das Interesse der Fabrik hervortrat. Man mißtraute ihm vollständig. Diese Opposition in der Heimath erregte ihn tiefer als es das Scheitern seiner politischen Gründung hätte thun können.

(Fortsetzung folgt.)

Kallit.

Eine alltägliche Geschichte von Eduard Stilgebauer.

(Schluß.)

Als das Essen beendet war, trat man hinaus vor das Hotel. Es war ein erdrückend heißer Tag. In dem Thalkessel des Arner Sees herrschte eine tropische Hitze. Dort prallen die Sonnenstrahlen auf das nackte Felsgestein, das sie unbarbarisch zurückstrahlt. — Der See bot einen wunderbaren Anblick dar. Er war glatt wie ein Spiegel, seine Färbung tiefblau. Auf den Schneefeldern des Uri Rothstock lag die Sonne. Die Felsen treten hier ganz dicht an den See, sein Bett wird sehr eng. Zwischen den Felsen ruht das ungeheuer tiefe Gewässer wie entschlämmert. Ein Sturm bietet hier eine entsetzliche Gefahr für das Schiff, welches sich mitten auf dem See befindet. In den Felschluchten fängt sich der Wind und wird zurückgestoßen, da er keinen Ausweg findet, so daß in der Luft eine Gegenströmung entsteht, welche die Richtung der Seewellen unberechenbar macht.

„Aber so ruhig wie heute sah ich den See noch nie“, sprach Hortense, als sie am Arm ihres Bräutigams an das Ufer trat. „Wenn diese Ruhe nur nicht dem Gewitter vorausgeht,“ meinte die ängstliche Mutter.

„Haben Sie keine Angst, Mama, ich beschütze mein Täubchen,“ erwiderte der Graf und streichelte die Wange des Mädchens. — Er winkte einem Fährmann.

„Kann man heute mit gutem Gewissen fahren?“

„Sicher, der Wind bleibt hinter den Bergen.“

Der Schiffer löste den Kahn vom Ufer. Lumliß stieg ein mit Hortense.

„Auf Wiedersehen, Mama, wir fahren hinüber aufs Rütli, in zwei Stunden sind wir wieder da.“

„Adieu, Kinder.“

Frau Hülshelm ging zurück nach dem Garten, ihre Lektüre zu beendigen.

Unter den kräftigen Ruderschlägen des Schiffes glitt der Kahn spielend über den spiegelglatten See. Hortense saß dicht neben dem Grafen. Er hatte ihre Hand erfaßt, sie blickte ihn glücklich an.

„Gerade als ob wir schon auf der Hochzeitsreise wären,“ flüsterte sie ihm zu. „Wie schön, mit Dir allein zu sein auf diesem einzig schönen See. So weit von uns die Menschen, das gütige Wasser trennt uns von allen Neidischen. Ganz bin ich jetzt Dein.“

Er küßt sie auf die Stirn.

„Sieh dort, wie unser Ziel näher rückt, schon sieht man das Häuschen. Dort auf dieser grünen Matte möchte ich mit Dir wohnen, wie schön so ganz abgeschieden von der Welt nur seiner Liebe leben zu können.“

Lumliß erwiderte nichts, er schien an dieser idyllischen Einsamkeit wenig Geschmack zu finden.

„Du hast doch nicht kalt, Liebe?“

Sie lachte.

„Bei dieser Hitze.“

„Es geht eine Brise von dort über den See. Er deutete nach der Richtung des Bristenrodes, dort hatten sich die Wolken gesammelt.“

„Es giebt ein Wetter,“ sprach der Schiffer vor sich hin.

„Um Gotteswillen!“ rief Hortense.

„Seien Sie ruhig,“ beschwichtigte der Fährmann, „wir sind gleich da. Aber ich weiß nicht, was es wird, der Wind hat sich gedreht.“

Sie landeten. — Als sie an dem Ufer standen, hörte man ganz hinten in Uri ein dumpfes Rollen. — Vom Gotthard zog ein Gewitter heran.

„Wir sind gerade noch unter Dach gekommen,“ sagten die Schifferleute, „jetzt geht's los.“

„Aber warum haben Sie das nicht drüben gesagt,“ herrschte der Graf den Fährmann an.

„Ich wußte es nicht. Der Wind hat sich gedreht, das kann kein Mensch vorher wissen.“

In fünf Minuten hatte sich der ganze Horizont verdüstert. Es war unmöglich, auch nur einen der Berge zu sehen, wie ein grauer Vorhang hingen die Wolken vor dem ganzen Panorama. — Und jetzt ein zweiter Donnerschlag, furchtbarer, näher als der erste. Er weckte in den Bergen ein hundertfaches Echo. Hortense lehnte sich ängstlich an den Grafen. Da zuckte ein greller Blitz herab, und als hätte er ein Zeichen gegeben, fuhr der Wind gurgelnd in die Tiefe des Wassers und spritzte die Wellen hoch empor. Der See geriet in Bewegung. Die ganze Fläche ward tiefschwarz, sie schwannte wider die Ufer in dröhnenden Schlägen, das Element war entfesselt, und prasselnd stürzte der Regen herab. —

Sie eilten ins Haus.

„Ich kann Ihnen und Ihrer Frau oben ein Zimmer geben,“ sprach die Wirthin. „Heute können Sie nicht mehr fahren. Gehen Sie hinauf. Es ist schon ganz dunkel. Zünden Sie kein Licht an; es ist der Föhn, sonst brennt uns das Dach über dem Kopfe weg.“ Hortense zitterte, sie drückte sich fester an ihn.

Er sah ihr in die Augen:

„Fürchtest Du Dich?“

„Ich bin bei Dir,“ antwortete sie kurz.

„Ich will lieber unten bleiben,“ sprach der Graf.

„Ich kann nicht allein sein, bleib bei mir, Arthur!“

Sie gingen hinauf.

Inzwischen war Frau Hülshelm der Verzweiflung nahe. Sie machte sich die größten Vorwürfe, daß sie die beiden hatte gehen lassen. Sie sah bereits im Geiste, wie man die Leichen ihrer Kinder brachte. Den übrigen Bewohnern der Villa gelang es allmählig, die arme Mutter zu beruhigen. Der Sturm sei erst ausgebrochen, nachdem der Kahn längst das jenseitige Ufer erreichte, und morgen werde sie die Beiden gesund und froh wiedersehen, und einem Ehrenmanne, wie dem Grafen Lumliß, der noch dazu der Bräutigam sei, könne sie ihre Tochter doch ruhig anvertrauen. — Kann hatte sich die arme Frau darüber etwas beruhigt, als man ihr eine Depesche von ihrem Manne brachte. — Sie las und ward todtbleich. Ohne ein Wort zu sagen, ging sie auf ihr Zimmer und schloß sich ein, niemand sah sie den ganzen Abend. Die Anwohner hörten nur, daß sie die ganze Nacht unruhig im Zimmer auf- und niederging, aber keiner wagte nach dem Inhalt des Telegramms zu fragen. —

III.

Die Nacht hindurch tobte der Föhn. Der Morgen war hell und klar. Die Luft war gestäubert, und eine wohlthunende Frische wehte über den See, als der Graf mit seiner Braut nach Brunnen zurückfuhr. Hortense war etwas bleich. Sie lehnte sich dicht an den Grafen und sprach nicht, manchmal sah sie ihn verstohlen an und erröthete leicht. Er sprach ihr einige scherzende Worte

lächelnd ins Ohr und drückte sie fest an sich. — So kamen sie ans Ufer. Von einigen schon promonirenden Hotelgästen wurden sie freudig begrüßt. Hortense fragte nach ihrer Mutter, es hieß, diese sei noch auf ihrem Zimmer; erstaunt eilten die beiden zur Villa. Auf ihr Klopfen rief Frau Hülsheim: Herein. — Als sie die Tochter sah, eilte sie auf sie zu, schloß sie leidenschaftlich in ihre Arme und sprach: „Mein liebes, armes Kind.“ Der Graf wollte eben mit der Erzählung ihres Abenteuers beginnen, da sprach Frau Hülsheim:

„Wir reisen heute noch, Schwiegersohn, sehen Sie diese Depesche. Ich bitte Sie, die Vorbereitungen zur Abreise zu treffen.“ Hortense erbläste. In diesem Tone hatte sie ihre Mutter noch nie sprechen hören.

Tumliß nahm das Blatt ruhig und las. Todtenblässe trat auf seine Wangen, als er geendigt. „Ich besorge die Willets, Mama,“ sprach er und eilte hinaus. „Was ist?“ rief Hortense entsetzt. „Nichts für Dich, Kind, nichts,“ sprach die Mutter traurig. „Du mußt es mir sagen, Mama, es geht mich, es geht uns alle an, ich bin kein Kind mehr.“

„Nun ja,“ sprach Frau Hülsheim, „wozu es verheimlichen. Morgen werden es ja doch alle wissen müssen. Armes Kind, wir sind verloren. Papa ist ruiniert. Der Kassirer ist verschwunden, und das Haus in Paris, mit dem er liirt war, hat die Zahlungen eingestellt.“

Hortense stand sprachlos, sie blickte die Mutter entsetzt an. „Und Arthur, weiß er alles, was sagt er, was wird er sagen?“ rief sie auf einmal.

„Er wird sich mit Papa verständigen.“ „Mutter,“ schrie das Mädchen, „Mutter!“ Ein jäher Schreck erfaßte sie, ein fürchterlicher Verdacht flog auf in ihrer Seele. Mutter, mir kommt ein entsetzlicher Gedanke: wenn Arthur uns im Stiche ließe? Ich weiß nicht, ich habe ja Vertrauen zu ihm, aber seitdem dieser Gedanke in mir wach wurde, Mutter, ich weiß nicht, was ich thue.“

„Kind was ist? Du bist ganz außer Dir!“ „Ach Mutter, Mutter,“ jammerte Hortense, „wenn er nicht wiederläme.“ —

Frau Hülsheim konnte kein Wort des Trostes finden. Auch ihr kam sein Betragen beim Empfang der Hiobsbotschaft auf einmal sonderbar vor.

Da klopfte man an die Thür. Es war das Stubenmädchen. „Herr Graf habe diesen Brief vorhin, ehe er ging, für die Damen hinterlassen. Er sagte mir, ich solle noch einen Augenblick warten, ehe ich ihn abgäbe, da er erst noch etwas besorgen müsse. Was er damit sagen wollte, verstand ich nicht.“

Frau Hülsheim riß der Magd den Brief aus der Hand. Fieberhaft zitternd öffnete sie das Klavier und las:

„Sie werden nicht verlangen, daß ich mich mit Ihnen in Ihren Ruin stürze. Forschen Sie mir nicht nach!“

Tumliß.“

Hortense stieß einen Schrei aus. „Mutter, ich bin verloren, ich liebe ihn so.“ „Sag' ihn, Kind, wir müssen zum Vater.“ „Nein, Mutter, meine Ehre, meine Ehre, auch diese nimmt er mit sich mit meinem Glück!“ So sank sie schluchzend an den Busen der Mutter. —

IV.

Einige Wochen später traf der geschwähige Baron in Ostende den ersten Bekannten.

„Na, was haben Sie denn gesagt zu der Affaire Hülsheim? Hülsheim u. Co. bankrott! Wer hätte das je gedacht? Wenigstens mal eine Abwechslung in der ewigen Langeweile!“

„Da ist der Tumliß schön reingefallen,“ meinte der Andere. „Wo wird der jetzt sein? Wohl in Amerika. Ja, hier konnte er sich doch nicht mehr halten.“

„Pech, kolossales Pech für Tumliß,“ erwiderte der Baron, „erst der hohe Kredit für den Verlobten des Fräulein Hülsheim und dann — kolossales Pech!“ „Was machen Sie diesen Nachmittag?“

„Ich weiß noch nicht!“ „Gehen Sie mit zum Taubenschießen. Jamoser Sport, schade, daß wir den noch nicht in Berlin haben. Kommen Sie, wir amüsiren uns köstlich. Speisen Sie heute Abend mit mir im Kursaal.“

„Na, meinetswegen, Sie wissen doch immer, Baron, wie Sie die Zeit todtschlagen.“

„Das ist die Hauptsache. War Pech für Tumliß, maßloses Pech, unangenehme Chose.“

So sprach der Baron, faßte den Bekannten an und ging mit ihm zum Taubenschießen. —

Kleines Heuilletou.

— Von der Strafe. Das Blumenmädchen. Als ich sie kennen lernte, betrieb sie in einem Keller einen Obsthandel. Sie schien eine stille Frau zu sein, eine Wittwe vielleicht, die ihren Mann vor langen Jahren verloren. Das offene Antlitz umrahmten schon völlig ergraute Haare, und mit klaren Augen schaute sie jedem ins Gesicht. Später merkte ich allerdings, daß sie auch ihre Zunge recht herzhaft zu gebrauchen wußte, besonders dann, wenn der

Käufer seinen Handel draußen bei den Körben mit Birnen, Äpfeln und Weintrauben abschließen und nicht die wenigen Stufen zu ihr hinabsteigen wollte. Ihr Geschäft schien zu gehen; sie war zwar etwas theurer als die anderen Händler, aber ihre Waare war ohne Fehl. Eines Tages war sie aus dem Keller verschwunden. Sie habe wenige Schritte weiter straßaufwärts einen geräumigen Laden gemiethet und ihren Vorrath um einige billige Topfgewächse, um einige Schalen und Gläser voll abgesehnittener Rosen, Levkoien und Maiglöckchen vermehrt. Und wieder eines Tages, da lachte das ganze Viertel. Die „Alte“ habe geberathet. Einen jungen Gärtnerburschen, der ihr jeden Tag die frischen Blumen gebracht. Wohl dreißig Jahre jünger sei er als sie, und es sei eine helle Schande! Um diese Zeit strahlte das Gesicht der Händlerin vor Glückseligkeit. Aber nur wenig über vierzehn Tage währte ihre Freude. Eines Morgens war der Laden geschlossen, und ein rothes Plakat verkündete, daß er sofort zu vermieten sei. Der Gärtner hatte nicht das Geld gefunden, das er vermuthet hatte, und so war er durchgebrannt, nachdem er das Obislager um einen Pappenspiel verläßt. Die Alte verschwand aus dem Viertel. Nach einem halben Jahre ungefähr tauchte sie wieder auf, unter der Stadtbahnbrücke erit, mit einer flachen Kiepe vor dem Leib, in der abgesehnittene Blumen lagen. Dann wagte sie sich auch wieder in die Straße, in der sie vordem gelebt, zu den Nachbarn und Bekannten und bot ihnen ihre Blumen an. Als stille Frau schätzte sie keiner mehr. Keck tritt sie auf und mit wippenden Schultern. Ihr Kopf ist ganz klein geworden, und dünn die schlohweißen Haare. Aber ihre Augen haben noch nichts an Glanz verloren, herausfordernd bligen sie die Vorübergehenden an. Wer zu handeln wagt, dem kehrt sie wegwerfend den Rücken. Schier, als würde sie zu ihrem Vergnügen handeln, so giebt sie sich. Ich ahnte es längst, daß ihr Gebahren nur Schanzspielerei, daß es nur angewandt würde, um all den Jammer und das Elend niederzubeißen und zu verdecken; seit ich sie an einem Abend vom Sprühregen in einen Thorwinkel gescheucht sah, niedergebroschen, und sie schluchzen hörte, weiß ich es, daß es so auch ist. —

Literarisches.

— Der englische Botaniker Sir Joseph Hooker hat sein großes Werk „Flora of British India“ zum Abschluß gebracht. Das letzte halbe Jahrhundert hat er daran gearbeitet. Das Werk besteht aus sieben dicken Bänden. Das noch nicht gedruckte Register wird 42 000 Namen enthalten. —

— Die französische Nationalbibliothek zu Paris entbielt am 1. Januar 1897: Heilige Schrift 18 401 Bände, Liturgie 27 926, Kirchenväter 4864, katholische Theologie 74 322, sonstige Theologie 17 586, Kirchenrecht 8680, Natur- und Völkerrecht 711, Rechtswissenschaften 144 888, Erdkunde und allgemeine Geschichte 39 425, Kirchengeschichte 36 726, alte Geschichte 30 754, Geschichte Italiens 19 422, Geschichte Frankreichs 279 408, Geschichte Deutschlands und anderer Länder 61 929, Biographie 14 601, philosophische Wissenschaften 97 456, französische Dichtungen 68 841, französische Bühne 18 409, einzelne Bühnenstücke 42 059, Romane 116 824 Bände. —

Theater.

— Im Schauspielhause werden am 17. September zwei Novitäten zur Aufführung gelangen: „Die Einzige“, ein dreiaktiges Lustspiel von Pätzold, und hierauf der einaktige Schwant „Tanzstunde“. —

Musik.

— Gustav Mahler ist, wie man der „Dresd. Ztg.“ aus Wien schreibt, thatsächlich zum Direktor der Wiener Hofoper ernannt worden und zwar mit einem lebenslänglichen Kontrakt. Das rein Geschäftliche wird fortan von Beamten der Intendantur erledigt werden. —

Kunst.

— Zwei Gutachten. Ein Berliner Wochenblatt hatte ein Zirkular an berühmte Künstler gerichtet, ob sie das Zeichnen nach Gyps für ein Studium nach der Natur und ob sie es für nützlich halten. Darauf antwortete Menzel: „NB. Alles Zeichnen ist nützlich und Alles zeichnen auch“, — und Böcklin: „Einem intelligenten, begabten Menschen kann jede Übung im Zeichnen zum Nutzen gereichen. Einem Schafstopp ist alles schädlich.“ —

Medizinisches.

t. Heilung zerrissener Nerven. Der englische Arzt Robert Kennedy legte der königlichen Gesellschaft in London neulich die Beschreibung von vier Fällen vor, in denen er eine Ausheilung von zerrissenen Nerven feststellen konnte. Einmal handelte es sich um die Zerreißung des Speichen-Nerven und des Mittelarm-Nerven in der Mitte des Vorderarmes, welche erst 6½ Monate nach Erfolg der Trennung genäht wurden. Die Empfindung und die Bewegungsfähigkeit war in dem Gliede verloren gegangen, und es war eine deutliche Verkümmernng der Muskeln zu erkennen. Drei Monate nach der Operation begann das Gefühl wiederzukehren, am 19. Tage war es bereits in allen Theilen der Finger wieder vorhanden, nach einem Monat war die Heilung vollkommen. In dem zweiten Falle war der Mittelarm-Nerv über dem Handgelenke völlig durchgerissen und das Gefühl in den von ihm abhängigen Theilen des Gliedes verloren, außerdem vermochte der Patient nicht, den Daumen zu gebrauchen. Der Nerv wurde drei Monate nach der erfolgten Trennung genäht.

Zwei Tage darauf begann die Rückkehr des Gefühls, das sich nun weiter zusehends besserte bis zu einer völligen Wiederherstellung nach Verlauf eines Jahres. Im dritten Falle waren die sämtlichen Gewebe der Arm-Nerven in eine Bruchstelle oberhalb des Ellenbogens verwickelt. Zwei Monate nach dem Unfall war völlige Empfindungslosigkeit und Muskelähmung in dem Arme eingetreten. Am vierten Morgen nach der Operation kehrte das Gefühl wieder, nach sechs Wochen war es bereits in den Fingern vorhanden, jedoch war noch keine Rückkehr der Bewegungsfähigkeit zu merken. Dieser Fall konnte leider nicht weiter verfolgt werden. Der vierte Fall, wo es sich um einen Bruch des Speichen-Nerven handelte, ist insofern interessant, als das Zusammenwachsen des Nerven erst 18 Monate nach der Trennung erfolgte, es war längst jedes Schmerzgefühl in dem von den Nerven abhängigen Theile des Gliedes völlig verloren. Trotzdem kehrte das Gefühl fünf Tage nach der Operation in dem kleinen Finger wieder und war sechs Wochen später vollkommen wieder hergestellt, obgleich die Bewegungsfähigkeit sich noch nicht gebessert hatte. Aus diesen Fällen ist zu ersehen, daß die Leitungsfähigkeit in einem völlig zerrissenen Nerven durch Zusammenwachsen desselben unter Umständen wieder hergestellt werden, und daß sogar, wenn auch seltener, die durch die Zerstörung des Nerven hervorgerufene Muskelähmung gehoben werden kann. Kennedy hat die Heilung eines zerrissenen Nerven auch unter dem Mikroskope beobachten können und hat festgestellt, daß sich an der zerrissenen Stelle zahlreiche junge Nervenzellen bilden und daß die Nervenäste wieder miteinander verwachsen. Trotzdem kehrt die Empfindung nicht immer wieder, wenn auch die getrennten Theile wieder zusammengewachsen sind, namentlich wenn das Narbenstück groß ist, alsdann scheint seine Dicke den Durchgang von Nerven-Impulsen zu verhindern.

Aus dem Thierreiche.

— In der letzten Versammlung der deutschen Ornithologischen Gesellschaft wurde erwähnt, daß jetzt 97 Arten von Paradiesvögeln bekannt seien. Dr. Lauterbach legte eine Anzahl von Nestern aus Neu-Pommern vor, welche Professor Dr. Dahl gesammelt hat. Ein *Glanztaar*, *Calornis metallica*, weicht merkwürdigerweise im Nestbau von allen übrigen Staararten erheblich ab. Er baut nicht in Höhlen, sondern stellt ein großes aus Blattrispen und Halmen geflochtenes Nest mit feillichem Eingangslöcher her, welches denen der Webervögel gleich und im Gezeuge befestigt wird. Der *Buibui*, ein *Sontigfänger*, *Hermotimia corinna*, baut ein kentelförmiges Nest, welches oben mit einem Schuttdach versehen ist und an Palmblättern hängt. Ein *Kufuf*, *Oacomantis insperata*, benutzt es häufig, um sein Ei dort unterzubringen.

Geographisches.

—s.— Eine kleine Stadt mit großen Vorstädten. Die Bevölkerung der Stadt Sydney in Australien betrug, die Vorstädte eingerechnet, nach der Feststellung vom 31. Dezember 1896 410 000 Einwohner, was gegen das Vorjahr eine Vermehrung von nur 1500 Personen ausmacht. Es ist an der Verteilung dieser städtischen Bevölkerung das merkwürdige, daß die eigentliche Stadt Sydney nur 100 000 Einwohner besitzt, während in den Vorstädten 310 000 Menschen wohnen.

Meteorologisches.

— Die seltene Erscheinung eines leuchtenden Nebels wurde am 3. September nachts um 11 Uhr, dreiviertel Stunden lang über den Waberhäusern im Riesengebirge vom Hain aus beobachtet. Infolge eines Gewitters war eine geringe Abkühlung erfolgt, unter deren Einfluß sich über dem Walde an der nach den Dreifleinen hinaufziehenden Lehne ein Nebel gebildet hatte. Unter dem Scheine ferner Blitze leuchtete die Wolke hell auf, entwickelte aber auch in den Pausen völliger Dunkelheit eine beständige Leuchtkraft. Daß diese nicht etwa ein Reflex war, geht daraus zur genüge hervor, daß benachbarte Gebäude mit weißgetünchten Wänden in der bei völlig bewölktem Firmament sehr bedeutenden Finsterniß vom Auge nicht wahrgenommen zu werden vermochten. Erklärlich wird die Erscheinung durch die starke Sättigung der Atmosphäre mit Elektrizität, wie denn auch 1¼ Stunde später ein weiteres heftiges Gewitter losbrach.

Technisches.

ie. Einer telegraphischen Ueberlandverbindung zwischen Europa und Amerika wird von R. A. Jessenden in der „Electrical World“ mit Nachdruck das Wort geredet; dieselbe soll durch Sibirien bis zum Otkap von Asien und über die Beringsstraße nach Alaska geführt werden. Man glaubt, daß die Vermehrung der Handelsbeziehungen die allerdings ohne Zweifel bedeutenden Kosten der Anlage rechtfertigen würde, zumal sich für die Depeschen auf dem Ueberland-Telegraphen größere Geschwindigkeit und größere Sicherheit erzielen ließe als auf den unterseeischen Kabeln. Der Plan selbst ist nicht neu. Bevor es noch ein unterseeisches Kabel zwischen Europa und Amerika gab, bildete sich in den dreißiger Jahren eine Gesellschaft, welche die Errichtung eines solchen Ueberland-Telegraphen zum Zweck hatte.

Humoristisches.

— Die Sucht, alles durch Polizeiverordnungen zu regeln, wird von Capus im „Figaro“ verspottet: Ein Spaziergänger (will einen Kreuzweg überschreiten): Postkautend! Wie viel Wagen!

— Schutzmänn: Passen Sie auf! — Spaziergänger: Aber... — Schutzmänn: Haben Sie die letzte Polizeiverordnung über den Straßenverkehr gelesen? — Sp.: Ich habe sie in der Tasche. — Schutzmänn: Man also, richten Sie sich danach. Es ist das einzige Mittel, um nicht überfahren zu werden. (Ab.) — Sp. (allein): Er hat recht. Zum Teufel, da kommt ein Omnibus. Was thur? Sehen wir, was die Verordnung sagt. (Sucht.) — Omnibuskutscher: Gehen Sie auf die Seite, Schafstopp! — Sp.: Ich werde auf die Seite gehen, nachdem ich die Verordnung gelesen habe... (Rieft.) Aha! Artikel 75. Steht in der Verordnung, daß ich auf die Seite gehen soll? Ja „die Fußgänger sollen beim Vorüberfahren der Omnibusse auf die Inselperrons steigen“. Also, steigen wir auf den Inselperron. — Omnibuskutscher: Rindvieh! — Sp. (wagt sich von neuem auf den Fahrdamm): Versuchen wir jetzt hinüberzugehen. — Ein Radler (stößt ihn mit der Lenkstange): Ungeschickter! — Sp.: Ist es meine Schuld? Sie sind es. — Radler: Wollen Sie Ihr Leben lang da stehen bleiben, zum Donnerwetter! — Sp.: Was soll man thun, wenn man von einem Radler angerempelt wird? Suchen wir Artikel 254 — nein, das ist es nicht — ah, hier, Artikel 321 „Die Fußgänger...“ — Radler: Das ist unerhört, mitten auf der Straße die Zeitung zu lesen! — Sp.: Das ist keine Zeitung, das ist die Polizeiverordnung. — Radler: Sie sind wahrhaftig verrückt. (Stößt ihn mit der Hand zurück und fährt davon.) — Sp.: Aber es steht in der Verordnung — Schutzmänn (legt ihm die Hand auf die Schulter): Es steht in der Verordnung, daß ich Sie auf die Wache führen werde, wenn Sie nicht losgehen und etwas schnell! —

— Sonntagsjäger (Der einen Kapriolenschlagenden Hasen viermal gefehlt, schlenkert zornig das Gewehr nach dem ruhig dastehenden Wilde): „Verfluchtes Vieh, bring Dich meinerwegen selbst um. Ich hab's satt!“ — („Uga Nisse“.)

Vermischtes vom Tage.

— Der Richtige. Ein Parlamentarier, Jurist, fragte, wie die „Köln. Volksztg.“ mittheilt, dieser Tage einen Philologen, ob das Staatslexikon der Görres-Gesellschaft ein — Konversations-Lexikon sei. Bluntschli's Staats-Wörterbuch war ihm ebenfalls unbekannt.

— Auch die „Leipziger Volkszeitung“ hat von dem Verleger Deterwiz in Tessaun kein Exemplar von Bittner Pfanner zu Thal's „Deutschen Sankt Michael“ erhalten. — Der Man will mit der Sozialdemokratie nichts zu thun haben. Kann er!

— Verständig. Die Frauen in Römhild (Meiningen) haben sich verpflichtet, fernerhin keinen Vogelausflug auf ihren Güten zu tragen.

ie. Ein internationaler Kongreß zum Schutze insektenfressender Vögel soll im Oktober d. J. zum ersten Male abgehalten werden.

— In Unterwangen, Amt Bonndorf (Baden), sind 24 Bohn- und Oekonomiegebäude niedergebrannt.

— In der Gegend von Gablonz (Böhmen) haben wolkenbruchartige Regen neuerlich großen Schaden verursacht.

— In Preßburg (Ungarn) hat eine Frau ihre siebenjährige Schwiegertochter vergiftet. Sie mischte ihr Phosphor unter ein Pflaumengericht.

— Der Direktor des Nationalmuseums in Budapest, Franz Pulszky, ist gestorben. Er war 1849 von Kossuth zum Vertreter Ungarns im Auslande bestellt worden, und wurde von den Oesterreichern in contumaciam zum Tode verurtheilt. 1860 hat er sich an Garibaldi's Expedition betheiligt.

— Ein Transportschiff der Marine sand bei Caprera einen Walfisch. Er hat eine Länge von 15,30 und einen Umfang von 5 Metern. Das ungefähre Gewicht beträgt 800 Doppelpentner.

t. Die Röntgen-Strahlen im Auslande. Wie das „British Medical Journal“ meldet, hat die militärärztliche Verwaltung der britischen Armee kürzlich 100 vollständige Kollektionen von Apparaten zur Herstellung Röntgen'scher Strahlen in Bestellung gegeben.

— Im Dubliner „Richmond-Asyl“ ist die „Veri Veri“-Krankheit ausgebrochen, die sonst nur in tropischen Ländern vorkommt. 160 Fälle werden zur Zeit in dem Hospital behandelt. Auch einige Krankenpflegerinnen sind von der Krankheit befallen worden. Die meisten Patienten werden geizhmt und verlieren alles Gefühl in den Gliedern.

— Eisenbahn-Unglück. Bei Emporia (Kansas, Nord-Amerika) stießen zwei Züge zusammen. Zwölf Personen wurden getödtet, viele andere verwundet.

— Nach den offiziellen Berichten, die dem russischen Medizinaldepartement zugehen, sind in Bombay in der Woche vom 28. Juli bis zum 3. August 220 Personen an der Cholera gestorben. Am 16. August sei der Dampfer „Britannia“ aus Bombay mit drei Choleraerkranken an Bord in Suez eingetroffen, von denen einer vier Stunden nach seiner Erkrankung gestorben sei. Das Medizinaldepartement fordert die Quarantänebehörden auf, ihre Aufmerksamkeit auf Fälle von Darmerkrankungen auf Schiffen, welche aus Indien antommen, zu richten.

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint Sonntag, den 12. September.